

Auswanderer unserer Zeit : Werdenberger Landwirte in Kanada

Autor(en): **Gabathuler, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **1 (1988)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-892941>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auswanderer unserer Zeit: Werdenberger Landwirte in Kanada

Jakob Gabathuler, St.Gallen

Die Auswanderungsbewegung von Landwirten aus der Schweiz nach Kanada seit den fünfziger Jahren ist auch im Bezirk Werdenberg erkenntlich. Sie bei uns als «Welle» zu bezeichnen, wäre übertrieben, doch hält sich die Zahl von fünf Familien, die in Übersee ihre neue bäuerliche Existenz gefunden haben, im schweizerischen Mittel.

Als bezeichnend stellte ich anlässlich meiner Kontaktaufnahme mit diesen Kanada-Werdenbergern zunächst eine ausgesprochene Abwehrhaltung gegenüber Nachforschungen aus der Schweiz fest. Von dieser Schweiz, aus der während des unsicheren Neubeginns, nach Enttäuschungen und Rückschlägen, auch nichts kam, will man nicht mehr belästigt werden. «Kann man uns sogar hier immer noch nicht in Ruhe lassen?» – «Wir haben in der Schweiz nichts mehr, nach dem wir Heimweh haben könnten!» Authentische Antworten auf meine Anfragen.

Andererseits zeigte sich im weiteren Verlauf meiner Erkundigungen, dass man

Die Eltern Roduner-Inhelder mit den Geschwistern Willi, Walter und Margrit, «Babelihansen», 1953.



sich eigentlich doch gern wieder auf die Anfangszeit zurückbesinnt und «denen draussen» mit Stolz dartut, dass man es nun ausserhalb der engen Schweiz mit ihrem revisionsbedürftigen Pachtgesetz und der unseligen Preistreiberei mit dem Boden auf neuen Wegen geschafft hat!

Aus dem Sennwald nach Kanada

Wenn man heute in Sennwald irgend jemand auf der Strasse nach «Babelihansen» fragen würde, gäbe es wahrscheinlich grosse Augen und ein verlegenes Achselzucken. Der «Babelihans», Johann Roduner (1898–1955), der diesen vertrauten Sippschaftsnamen von seiner Mutter Barbara (Babeli) «geerbt» hatte, wohnte als Kleinbauer zuerst in der unteren Mühle zu Sennwald und betrieb nebenbei eine kleine Sägerei. Im Winter arbeitete er als Holzer und ging im Sommer «z Alp» auf den Kamor. Als sein Heimwesen sich mit vier Kindern belebt hatte, fand er als Fabrikchauffeur einen geregelten Verdienst, der es ihm ermöglichte, 1940 auf der Egg ein Anwesen mit Umschwung zu erwerben. Die Pflanzacker der Bürger zu je 12 Aren draussen

in der Ebene lieferten Erdäpfel und Türken für die sechsköpfige Familie. Die Kinder hiessen des «Babelihansen» Hans, Willi, Walter und Margrit.

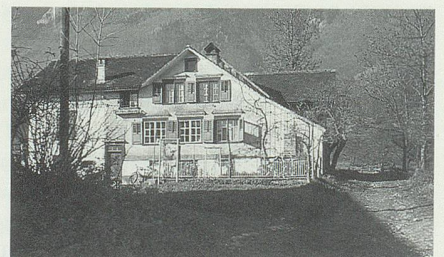
Bei Willi, geboren 1925, zeigte sich bald der Hang zur Landwirtschaft. Schon als 17-jähriger verbrachte er den Sommer am liebsten auf der Alp Eidenen über Sennwald. Er wollte keinen Beruf erlernen, sondern wurde Knecht auf dem Grossbetrieb von Nationalrat Hess in Roggwil. Irgendeinmal erfasste ihn das Auswandererfieber, da er vernommen hatte, dass im fernen Kanada gutes Land auf tüchtige Bauern warte. 1953 fing Willi in der Provinz Ontario als Farmersknecht an und erwarb sich noch im gleichen Herbst eine kleine Farm; zu welchen Bedingungen, war leider nicht zu erfahren. 1954 kam er auf Besuch in die Heimat und ermunterte seinen Bruder Walter, geboren 1926, die Auswanderung nach Kanada auch zu wagen.

Walter Roduner-Bochsler

Unterdessen hatte Walter den Winterkurs an der St.Gallischen Landwirtschaftlichen Schule «Custerhof» in Rheineck hinter sich. Er hätte sich gerne als Landwirt selbständig gemacht, doch fehlte ihm als Sohn eines Kleinbauern das notwendige Startkapital. So wandte er sich der St.Gallischen Kantonspolizei zu und wurde auf dem Posten Gossau SG eingesetzt.

Willi Roduner muss seinem Bruder die Provinz Ontario nicht gerade als «Land, in dem Milch und Honig fliesst», geschil-

Das Heimwesen der Roduner in Sennwald, Egg, 1946.



dert haben, aber immerhin als Gegend, die viele Ähnlichkeiten mit der Schweiz aufweist. Kanada mit seinen 10 Millionen km² (240mal die Schweiz) liegt ebenfalls etwas nördlich des 40. Breitengrades und bietet in den Provinzen Ontario und Quebec mit den Grossstädten Montreal, Toronto und Quebec ähnliche klimatische Bedingungen wie die Schweiz. Der kalte Labradorstrom, der die Küste von Ostkanada bestreicht, und das nach Norden offene, unendlich scheinende Land bewirken, dass die Vegetationszeit in Ontario und Quebec zwei Monate kürzer ist als im Werdenberg. Die Nähe der grossen Seen (Ontario-, Erie- und Huronsee), überhaupt der ganze Seenreichtum Kanadas, mildern das Klima merklich. Der Südosten Kanadas mit seinen ausgedehnten Milchfarmen und den Gemüse- und Obstkulturen gefallen den meisten Schweizer Auswanderern besser als etwa die Provinzen gegen Westen: Manitoba, Saskatchewan und Alberta mit den unermesslichen Ebenen voller Getreide. Die Brüder Roduner siedelten sich zu einer Zeit an, in welcher Kanada mit seinen Agrarüberschüssen eine wesentliche Rolle für die Ernährung der rasant anwachsenden Erdbevölkerung zu spielen begann.

Klein anfangen...

Vor der Abreise im April 1954 heiratete Walter Roduner Margareta Bochsler von Uznach SG. Sie hatte bis dahin als Sekretärin bei der Holzhandelsfirma «Osterwald & Bischoff» in St.Gallen-Lachen gearbeitet, wurde nun gleichsam vom Bürostuhl weg «ins kalte Wasser geworfen» und kam als Farmersfrau heraus, als die sie sich in den kommenden Jahren bestens bewähren sollte! Margareta schildert Reise und Ankunft in einem Brief vom 23. Juni 1987, der am 9. Juli bei mir eintraf, aufgegeben in Ogdenburg, N. Y., USA: «Ich vergesse den Tag unserer Abreise nie. Es war ein selten schöner Frühlingstag, sonnig, kein Wölkchen am Himmel. Wir nahmen Abschied von Walters Eltern in Sennwald. In St.Gallen kamen Freunde an den Zug, um uns noch die Hand zum Lebewohl zu drücken. In Basel wünschte uns der Porter [Gepäckträger] viel Glück. Wir verbrachten einen Tag und eine Nacht in Paris, um dann nach Le Havre zu fahren, wo wir die «Samaria» der Cunard-Linie bestiegen. Ca. 30 Schweizer machten mit uns die Überfahrt. Das Schiff brauchte 7 Tage, einen Tag länger als ge-



Cardinal Roduner Farm mit dem Schulbus, 1985.

wöhnlich, wegen dichtem Nebel. Wir landeten in Québec City, von wo wir Walters Bruder Willi ein Telegramm sandten mit dem genauen Ankunftsdatum. Um Mitternacht kamen wir in Iroquois an: von Willi keine Spur! Glücklicherweise kam ein Taxi, der brachte uns nach weiteren Schwierigkeiten zu Willis Farm. Das Telegramm kam eine Woche später an...» Iroquois liegt am St.Lorenzstrom, ca. 80 km südlich der kanadischen Hauptstadt Ottawa.

Das Ehepaar wohnte zunächst auf Willis Farm. Walter betätigte sich in der örtlichen Molkerei, wo er die von den Farmern eingelieferte Milch pasteurisierte und zu Butter und Glace verarbeitete. Margareta betreute unterdessen die kleinen Zwillinge einer Familie und fand dann eine Stelle als Haushalthilfe im benachbarten Cardinal (fünf Autominuten entfernt). So konnten sich Roduners in Ruhe in die neue Umgebung einleben und nach etwas Eigenem Ausschau halten. Im Frühjahr 1955 kauften sie in Cardinal eine vernachlässigte Farm mit 40 ha Land und verlottertem Haus und Stall, wohl mit Elektrisch versehen, aber ohne fliessend Wasser. Zwei Kühe, ein kleiner Traktor und ein «Truck» (Lastwagen) bildeten das bescheidene Anfangsinventar ihres Farmerlebens.

Es ist wohl ganz lehrreich und unterhaltsam zugleich, dazu einen Vergleich zu ziehen mit der Offerte eines Maklers aus den späten siebziger Jahren (in einer Zusammenfassung):

«Eine Farm aus unserem Angebot!

Land: 235 acres, ca. 95 ha

Wohnhaus: Bungalow mit angebaute Garage, 5 Zimmer.

Milchquote: jährlich 361 000 kg

Tiere: 120 Stück, davon 67 Milchkühe, 1 Stier

Gebäude: Scheune-Stall in L-Form, 2 Silo
Ausrüstung: Vollautomatische Milchab-
sauganlage für 74 Kühe, Stallentmists-
anlage

Maschinen: 4 Traktoren, alle Maschinen
zum Heuen und Misten, total 28 Einhei-
ten, dazu alles Werkzeug, das zum Unter-
halt der Landwirtschaft benötigt wird
Gesamtpreis: 500 000 canad. Dollars =
750 000 Fr. (Kurs ca. 1.50).

Einkommen: ca. 125 000 canad. Dollars
= ca. 185 000 sFr.

Mc Kinnon inc. Farmen, Immobilien, ver-
treten durch einen Makler in 5502 Hun-
zenswil, AG.»

... und gross herauskommen!

1961 bot sich die Gelegenheit für Walter, vom Staat eine zusätzliche Beschäftigung zu bekommen: die Führung des Schulbusses. Vorher hatte an jedem kleinen Ort ein Lehrer acht Klassen unterrichtet, nun wurden die Schulen zentralisiert. Mit einem 40plätzigem Autobus, ähnlich unseren Postautos, sammelte Walter am frühen Vormittag die Schüler der umliegenden Farmen und brachte sie an den Schulort. Am späten Nachmittag holte er sie wieder ab. Als Walter auf der unterdessen vergrösserten Farm immer weniger abkömmlich wurde, übernahm seine Frau diesen Dienst.



Margareta Roduner, Eier für die Feriengäste.

Ferien auf der Farm

In den 70er Jahren kamen in Kanada immer mehr die Ferien auf dem Bauernhof in Mode, gefördert durch das Landwirtschaftsministerium. Margareta wurde «Member of Ontario Vacation Farm Association» und bot in der Werbeschrift dieser «Vereinigung für Ferien auf der Farm» auch ihr Haus als Ort für erholsame Ferien an: ein Doppelzimmer mit «private bath», dazu zwei Einzelbetten, 26 Dollars «Bed and Breakfast. Breakfasts are plentiful». Wenn ich mir so ein reichhaltiges Frühstück bei Margareta vorstelle, läuft mir das Wasser im Mund zusammen: «Bacon and egg», kuhwarme Milch, Bauernbrot, Salate usw. In der Umgebung können die «Thousand Islands» besucht werden, im Winter ist Langlauf möglich, «many attractions. Bienvenue aux personnes de langue française. Wir sprechen Schweizerdeutsch. Walter and Margareta Roduner, RR 1, Cardinal Ont. KOE 1EO (613) 657-4830.»

In einem Interview in der Zeitung «The Citizen Travel» vom 25. April 1981 schildert Margareta als «Eastern Ont. director of the organization» die Annehmlichkeiten eines Landaufenthaltes: Stadtkinder lernen Pferde, Schafe, Ziegen, Enten, Kaninchen usw. kennen und sehen, woher Milch und Eier kommen. Manche der etwa 50 Farmen in Ost-Kanada bieten Reiten, Schwimmen, Rudern, Kanufahrten, Golf usw. an. Man kann sogar auf der Farm mit Hand anlegen, sollte dafür aber alte Kleider und Stiefel mitbringen. Hinweise auf all das, was man auf der Farm

tun darf und was man lassen sollte («Do's and Don'ts») helfen mit, das Zusammenleben mit den Farmersleuten so angenehm wie möglich zu gestalten. Man soll sie z. B. am Abend nicht lange versäumen, weil «tomorrow is another working day». Margareta wird als eine lebenswürdige, gastfreundliche Grossmutter vorgestellt (a cheerful hospitable grandmother). Sie sagt: «Wir kennen keinen Gast, der sich bei uns nicht wohlfühlt hätte, und wir hatten noch nie einen Gast, den wir nicht liebgehabt hätten! Reich kann man dabei nicht werden, aber die Gäste bringen die Welt zu uns.»

Arztgehilfin beim Veterinär

Da am Samstag der Schulbus nicht zu fahren braucht, hilft Margareta dann dem Tierarzt im Labor und lernt, wie sie im eigenen Stall leichte Fälle selber behandeln kann. «Die eigene Spritze im Stall erspart den Tierarzt!» – Durch den unermüdlichen Einsatz aller Kräfte von früh bis spät und nicht zuletzt durch die erwähnten Nebenverdienste gelang es dem Ehepaar, die Hypothek abzuzahlen und neues Land in Angriff zu nehmen. 1982 kaufte es 30 ha mit einem kleinen Haus. 1985 kamen nochmals 10 ha dazu. Das neue Land musste in harter Arbeit von Steinen und Holz gesäubert werden und gibt nun schon Silomais für die auf 80 Stück angewachsene Viehherde. 50 Stück, meist Holsteiner Rasse, schwarzweiss, stehen im Rinderstall, welcher mit

Hinten v. l. n. r.: Walter Roduner, Herbert Roduner, Margareta Roduner (halb verdeckt), Ehepaar Bonni und Bruno Roduner und ihre Söhne Jason (links) und Kevin, Aufnahme 1986 in Cardinal, Ontario, Kanada.



eigenen Kräften neu erbaut wurde aus selbstgesägtem Holz vom eigenen Wald. Da Walter nun bald seine 60 Jahre auf dem Buckel hat, stellte er 1984 einen Knecht an. «Der Staat bezahlt den halben Lohn, um die Arbeitslosigkeit zu verringern.»

In Kanada geborene Kinder sind automatisch Kanadier

Roduners haben zwei Söhne. Bruno, geboren 1955, erlernte den Beruf eines Mechanikers und wird in absehbarer Zeit die Farm übernehmen. Er ist verheiratet und hat auch zwei Söhne. Herbert, geboren 1958, besuchte nach der Sekundarschule ein College. Da er an Asthma leidet, kommt für ihn die Landwirtschaft nicht in Frage. Er trat deshalb in die Betriebsleitung einer deutschen Firma ein und erlernte in Abendkursen die deutsche Sprache. Jetzt hat er es in einer andern Firma zum «supervisor [Inspektor] in the plating department» gebracht. Er ist verheiratet und wohnt etwa fünf Autostunden von den Eltern entfernt in einem eigenen Haus.

Willi Roduner

Willi, der «Bahnbrecher» für seinen Bruder in Kanada, blieb unverheiratet und bewältigte die Arbeit auf seiner 80-ha-Farm allein. Er konnte jedoch stets auf gute Nachbarn zählen. In den letzten Jahren machten ihm Altersbeschwerden oft sehr schmerzhaft zu schaffen. Deshalb verkaufte er die Milchkuhe und kam 1985 zu Besuch in die Heimat. Seither hält er nur noch Masttiere. Seine Schwester Margrit in Arbon musste ihm kürzlich das

Willi Roduner, Iroquois, Ontario, Kanada, mit Nichte Vroni Hohl, Arbon, 1981.



Rezept für die Herstellung von «Suurchääs» besorgen, diesem Elixier für Magenbresten. «Suurchääs», die Spezialität werdenbergischer Alpkäser, möge Willis Magen in Kanada gut tun und ihn stets an seine Älplerzeit vor 50 Jahren erinnern!

Wenn ich vorausgeahnt hätte, dass...

Ich habe mir sagen lassen, dass Walter Roduner anlässlich eines Besuches in der Schweiz geäußert habe: «Wenn ich damals, im Jahr 1954, gewusst hätte, dass in den sechziger Jahren der Subventionenfluss für die Landwirtschaft ergiebiger würde und dass weitere Beihilfen geplant waren, so hätte ich mir die Auswanderung nochmals überlegt und wäre wahrscheinlich daheim geblieben.»

Er hatte unterdessen wohl vom Bundesgesetz über Investitionskredite und Betriebshilfe in der Landwirtschaft (IBG) gehört, das am 23. März 1962, also vor 25 Jahren, erlassen wurde. Mit den durch den Bund zur Verfügung gestellten Krediten konnte seither gesamtschweizerisch rund 50 000 Landwirten wirksam unter die Arme gegriffen werden, damit sie ihre Produktions- und Betriebsgrundlagen aufbauen – wie es die Brüder Roduner gern getan hätten – oder verbessern konnten. Mit den zinslosen Darlehen wurde mancher gefährdete Hof über Wasser gehalten, und viele auswanderungswillige Bauern blieben dem einheimischen Nährstand erhalten. Die Kredite unterliegen bekanntlich einer strengen Abzahlungspflicht, damit die Gelder rotieren und andern Berufsgenossen weiter dienen können.

Seit dem 2. Weltkrieg verschwanden innerhalb der werdenbergischen Dörfer mehr und mehr kleine Bauernbetriebe; dafür entstanden ausserhalb landwirtschaftliche Siedlungen von existenzsicherndem Umfang. Mancher junge, strebsame Landwirt, der vielleicht bereits anhand der verlockenden Offerte einer Maklerfirma wie Mc Kinnon oder Unifeller mit der Auswanderung nach Kanada oder USA liebäugelte, entschloss sich für eine Siedlung in der Rheinebene. In den letzten Jahrzehnten gelangten z. B. in der Gemeinde Wartau sechs Landwirte zu Pachten auf guten Böden aus Ortsgemeindebesitz. Die Ortsgemeinde Wartau verlangt jährliche Zinsen zwischen 3.90 Franken für Streuland und 4.60 Franken für besten Pflanzboden pro Are, was als sehr günstig bezeichnet wird. Durch den Aus-



Willi Roduners Farm in Iroquois, Ontario, Kanada.

zug der Neusiedler wurde Boden in Dorfnähe frei für die Aufstockung der in den Dörfern verbliebenen Betriebe. In der Gemeinde Sevelen siedelte ausserhalb der SBB-Linie auch etwa ein halbes Dutzend Bauern, meist aber auf privatem Boden, was höhere Zinsen erheischt. Über die Verhältnisse in den andern Gemeinden kann ich keine genauen Angaben machen; ich weiss nur, dass dort die Zinsen über 10 Franken liegen.

Emil und Frieda Rechsteiner-Ramsauer

Emils und Friedas Wiegen standen nicht weit auseinander im hügeligen Hinterland von Herisau. Frieda kam 1938 in der Gemeinde Schwellbrunn zur Welt; wie könnte es anders sein: in einem Bauernhaus. Schwere Wolken verdunkelten bald den Himmel über ihrem Jugendland, als die Mutter 1953 von acht Kindern wegstarb; für Frieda war das Gottvertrauen tief erschüttert: «Ich hatte so gebetet und gefleht, aber er hörte nicht!...»

Zwei ältere Brüder waren bereits aus dem Ärgsten heraus, aber fünf jüngere Geschwister benötigten die Hilfe Friedas. Als 15jährige ging sie durch eine harte Lebensschule, ohne die sie wohl die schweren Lasten der kommenden Jahrzehnte nicht gemeistert hätte. Sie wusste mit dem Kochlöffel ebenso geschickt umzugehen – wie gerne wäre sie Köchin geworden oder Damenschneiderin! –, wie sie die Mähmaschine handhabte, an die sich der Vater aus Angst nicht herange-traute. Solche Fertigkeiten verfehlten ihren Eindruck auf den Bauernknecht Emil

Rechsteiner in der Nachbarschaft nicht. «Mit einer solchen Frau zusammen könnte man, wenn nicht gerade Pferde stehlen, so doch ein Pachtgut übernehmen!» Nach der Hochzeit 1958 zogen sie miteinander auf ein solches in der «Tüfi», zwischen Herisau und Gossau. 1959 kam Emil zur Welt, 1960 folgte Margrit. Doch überschattete in den folgenden Jahren ein schweres Nierenleiden Friedas das Eheglück und machte Spitalaufenthalte mit lebensgefährlichen Operationen notwendig. Mit 25 Jahren war Frieda soweit, Gott ihr Schicksal zu überlassen. Noch ein letzter Versuch in Zürich – und es ging wieder aufwärts! Allen Warnungen zum Trotz sass sie im nächsten Sommer wieder auf dem Traktor.

1966 – im Geburtsjahr der kleinen Marianne – übernahmen die Rechsteiners eine «oowärchigi» Liegenschaft in Pacht («oowärchig» im Gegensatz zu «ringwärchig»). Diese erlaubte ihrem Umfang nach nur die Haltung von zwölf Kühen. Mit Zuchtschweinen wurde dann der Betrieb aufgewertet, und die Erträge aus deren Haltung brachten die dazu notwendigen Baukosten auch schnell wieder ein. Der Verpächter aber nahm es nicht genau mit dem Pachtvertrag, so dass sich ein Wechsel aufdrängte.

Das Fernweh oder das Auswanderungsfieber

Schon lange bohrte in Emils Kopf ein Gedanke sich immer tiefer hinein: ein eigener Hof, eigener Herr und Meister sein! Ein Propagandafilm über den Milchstaat Wisconsin, USA, löste bei Emil Feu-

er und Flamme aus. Mit einem Retourbillet im Sack flog er im Oktober 1963 dorthin. Er kaufte eine Farm mit vorgestreckter Anzahlung von 10 000 Franken. Aber der Spitalarzt in Herisau, der Frieda das Lebensproblem mit nur einer Niere kannte, riet energisch von Wisconsin ab, das Klima dort sei zu rau usw. Also vom Kauf zurücktreten und dabei für 4 000 Dollar «Haare lassen»!

Doch wem einmal der Mund wässrig gemacht worden ist nach etwas Eigenem, der möchte nicht immer leer schlucken müssen. Die Stelle als Sharemelker (share = Anteil) auf einer Farm in Neuseeland, von Schweizern dort vermittelt, war zwar nur etwas Halbes, aber immerhin ... Doch Frieda schreckte vor der Seereise «rund um die halbe Welt» mit drei kleinen Kindern zurück. Und mit Emil fliegen wollte sie erst recht nicht! Was blieb anderes übrig als in eine dritte Pacht, so einen unsicheren «Schleudersitz», einzusteigen? Diesmal lag sie im Rheintal, auf dem Hof Montjol bei Plattis, zwischen Sevelen und Weite. Hier konnte Emil seit 1968 nun endlich genug Milchkühe halten. Die Appenzeller sind bekannt als ausgezeichnete Tierpfleger. Die rauhe Natur am Fuss des Alpsteins erlaubt das Ackern nicht, also halten sie ihre «Loobe» hoch in Ehren. – In der Nähe, auf Pradastrada, fand Frieda eine freundliche Nachbarin, Frau Käthi Zogg-Litscher, mit der sie heute noch einen regen Briefwechsel pflegt. Emil aber wurde 1977 erneut vom Auswanderungsfieber gepackt. Lebte in British Columbia, in Prince George, im Westen Kanadas, 500 km nördlich von Vancouver, nicht Friedas ältester Bruder Emil Ramsauer seit bald 30 Jahren? Der könnte vielleicht helfen! Diesmal flog Frieda mit vier Augen sehen mehr, und vier Ohren hören mehr als zwei. Das zu beachten ist beim Haus- und Landkauf nicht nur in Übersee wichtig. Emil Ramsauer begleitete Schwester und Schwager nach Kansas, Missouri und Wisconsin – ergebnislos! Im Juli gleichen Jahres war Emil schon wieder «drüben», diesmal mit einem Liegenschaftsvermittler in der kanadischen Provinz Quebec – wieder ohne Kaufabschluss.

Was lange währt, wird endlich gut!

1978 lag unverhofft die Kündigung der Pacht auf Montjol auf dem Tisch. Den Verpächter hatte das Heimweh nach dem Hof seiner Väter überwältigt. Man er-

wirkte noch ein Jahr Aufschub. Dann aber galt es ernst! Diesmal stand die Provinz Ontario in Kanada im Vordergrund. Die Maklerfirma Unifeller Comp. bot Besucherflüge an. Charly und John Feller hatten ihr Metier gut gelernt und ihr Hauptquartier bei Montreal aufgeschlagen. Unifeller vermittelte Farmen am laufenden Band und kassierte zehn Prozent der Verkaufspreise. Damals kehrten – wie Werner Catrina in «Kanada einfach» schreibt – im Schnitt jährlich 80 Bauern der Schweiz den Rücken.

Nun wurde die Sache dramatisch! Rechsteiners gelangten auf der Besichtigungstour mit Unifeller bis Montreal. Dort wurden die Retourbillette vom Agenten eingezogen, damit niemand abspringen konnte. Frieda holte all ihr Englisch zusammen, das sie seit zwei Jahren heimlich gebüffelt hatte – für Quebec wäre zwar Französisch besser gewesen – und bekam durch ihr energisches Auftreten die Billette zurück. «Sonst machen wir Krach!» Ich hätte allzu gerne mit angehört, wie das in Friedas Englisch tönte! Mit Holländern fuhren sie sofort nach London (Ontario), mieteten dort ein Auto – Frieda zum erstenmal am Steuer eines automatischen Vehikels! – und erreichten Bekannte in Milverton. In Baden fanden sie endlich «ihre Farm», ungefähr die zwanzigste auf ihrer Suche, und unterschrieben am 5. Oktober 1978 den Kaufvertrag für die 122-acre-Farm des Norman Helmuth, nachdem sie das Flugbillet und den Betriebshilfe-Vertrag für Montjol verlängert und zehn Prozent Anzahlung beigebracht hatten (1 acre = 40 Aren, 122 acres = ca. 48 ha, dazu 37 ha Pachtland = 85 ha).

Die Versteigerung

Schon zeitig am Vormittag des 6. März 1979 kamen zahlreiche Gantlustige mit ihren Wagen angefahren und zwängten sich hinauf zum Hof Montjol auf der kleinen Terrasse westlich der Landstrasse. Da standen geräumige Viehtransporter und Lastwagen neben VWs und Mercedes. Es warteten 50 bis 60 Stück Vieh, vom Kalb bis zur mehrjährigen Milchkuh, dann auch der Maschinenpark, den sich Rechsteiners nach und nach angeschafft hatten, dazu alles, was man unter «Schiff un Gschier» versteht. Zwei Gantruffer wechselten ab mit ihren bekannten Sprüchen. Da war auch der Viehinspektor der Gemeinde Wartau, der für die verkauften Tiere Gesundheitsscheine ausstellte als

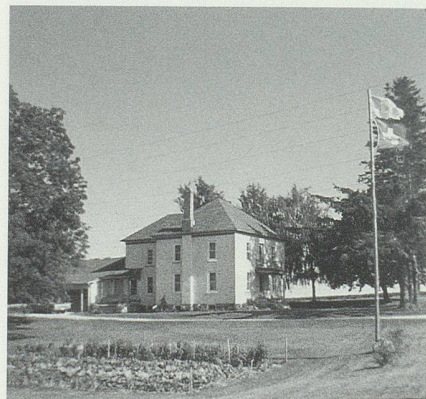
Bestätigung, dass auf diesem Gebiet keine Viehkrankheit herrsche. Der Angestellte jener Bank, die Darlehen gewährt hatte, behändigte die Barzahlungen und stellte Quittungen aus.

Anstatt der erwarteten und benötigten 250 000 bis 350 000 Franken gingen für das Vieh 144 000 Franken und für die Fahrhabe 38 000 Franken ein. Daneben erhob sich der Kaufpreis für die Farm von 350 000 bis 400 000 Dollar wie ein riesiger Schuldenberg (Kurs damals 1.39). Die Bank überwies die nach Abzug ihres Darlehens und der Zinsen verbliebenen 100 000 Franken zu spät, so dass ein gefährlicher finanzieller Engpass entstand, denn wie leicht hätte der Verkäufer vom Kaufvertrag zurücktreten können. Doch dieser war froh, einen guten «Schick» gemacht zu haben, hatte ihn doch die Farm 1950 lumpige 15 000 Dollar gekostet. «Aber», so berichtet Frieda, «statt der 50 Kühe, die wir gekauft hatten, trafen wir nur 41 an, Heu und Stroh war keines mehr vorhanden, Heuballen ab der Wiese verkauft – aber alles konnte irgendwie geregelt werden!» Nun sprang ein Freund der Familie in Weite ein, besorgte bei der örtlichen Raiffeisenkasse 50 000 Franken und regelte die Bürgschaft, und eine kanadische Bank gab ein Darlehen von 150 000 Dollar.

Der Umzug

Die Hofabgabe in Montjol fand am 23. März 1979 statt. Das Visum war rechtzeitig eingetroffen. Emil Ramsauer in Prince George hatte ohne Wissen seiner Schwester dafür 15 000 Dollar hinterlegt. Die Firma Danzas in Buchs übernahm mit

Wohnhaus der Rechsteiners mit angebauten Garagen; am Fahnenmast das Schweizerkreuz und das kanadische Ahornblatt.



einem 22-m³-Container für 7000 Franken den Transport der Möbel usw. Beim Einpacken mussten etliche an der Gant gestohlene Sachen verschmerzt werden.

Die Flugreise «Kanada einfach» für die Eltern und die beiden Töchter kostete 3 500 Franken. Der Sohn Emil zog es vor, zurückzubleiben, da er seine gute Stelle in Vaduz FL nicht verlieren wollte. Bei der Ankunft in Baden standen Rechsteiners ohne Container da. Der blieb, ausgerüstet mit einer mangelhaften Adresse, mehrere Wochen im Hafen von Montreal liegen. Ein Telefonanruf machte ihn dort endlich ausfindig und flott. Neue Schwierigkeit! Er sollte innerhalb von vier Stunden entleert sein, sonst kostete die Taxe wieder 400 \$. Nun bestand die Nachbarschaftshilfe von Schweizern und Kanadiern ihre erste Probe: Mit vereinter Kraft ging die Entladung in Windeseile vor sich, und die 400 \$ waren gespart!

The crazy Swiss – die verrückten Schweizer!

Frau K. Zogg hat mir grosszügig Einblick in zahlreiche Briefe gewährt, aus denen ich Zitate auswähle.

«The crazy Swiss», denkt wohl mancher Kanadier, wenn er den Tagesablauf Rechsteiners zur Erntezeit beobachtet. «The lazy Canadiens», sagt Frieda laut, wenn sie an die faulen Kanadier denkt, die sich morgens noch zweimal im Bett umdrehen, wenn Rechsteiners bereits ihre 40 Kühe gemolken haben.

Während Margareta Roduner in Cardinal, Ontario, erzählt, sie hätten von Anfang an das Glück gehabt, «nur mit netten Leuten» zusammenzukommen, scheint Frieda zu manchen Kanadiern ein gebrochenes Verhältnis zu haben. Sie lebt und werkt eben immer noch nach alter, bewährter Schweizer Art und steht «a Gottsname» mit den Hühnern auf, Emil seinerseits brachte es nicht übers Herz, den kostbaren Maschinenpark draussen verrotten zu lassen und baute einen Geräteschuppen. Als 1983 eines Morgens ein Rind tot in den Boxen lag, Herzschlag oder gebläht – «... ich habe es aufgeschnitten, so roh es klingen mag, die Hunde fressen es jetzt», schreibt Frieda, «die Hiesigen hätten es einfach irgendwo verlockt!» Frieda bedenkt wohl zu wenig, was in dem Schmelztiegel Kanada alles zusammengewürfelt wird: neben Abkömmlingen der Indianer Schweizer, Deutsche, Holländer, Engländer, Franzosen, daneben auch allerlei Desperados und Ge-



Frieda Rechsteiner im Gemüsegarten, 1982.

strandete. Vor allem an den Knechten lässt Frieda keinen guten Faden. Sie kann es nie verzeihen, wie einer vergass, «den Schlauch in den Tank zu tun, bis die halben Kühe gemolken sind, da läuft die Milk im Schüttstein ab, so hast du den doppelten Schaden, denn sie ziehen dir die nichtgelieferte Milk ab, alles schon passiert, 3x in den 6 Jahren». Manche Knechte brauchen Tage, bis etwas im Kopf ist, «sie stehen da wie der Esel am Berg, can't do nothing». Statt einer Hilfskraft 14 000 \$ im Jahr zu zahlen, legen Rechsteiners lieber selber Hand an und verwenden das Geld für Verbesserungen und Maschinen. Frieda war es gewohnt, mit den Friedli Zoggen auf Pradastrada zusammenzuspannen «um Umihülf», einem altbewährten System der gegenseitigen Nachbarhilfe. Sie erinnert sich an das gemeinsame «Kartoffeln» und an die «Rüebliseason». «Wir hatten immer eine gute Teamarbeit, oder?» In Kanada kann Frieda einfach nicht die Hände in den Schoos legen, wenn Arbeitsmangel ist. Sie verdingt sich auf Nachbarsfarmen, weil sie nicht in einem Getto leben will. Bei einem Deutschen liest sie tageweise Kartoffeln auf, dann Zwiebeln. Da ihr alles wie geölt von der Hand geht, fragt man sie für den Winter «zum Kabis abstorzen, das soll dann Sauerkraut geben, 10–15 Fässer, jedes mit 500 Liter Inhalt».

Alles ist hier ins Riesenhafte gesteigert, überall muss man zwei Nullen anhängen. «36 ha Gras müssen in den Silo als 3. Schnitt, nachdem der erste 6 000 Ballen Heu, das Emd 3 000 Ballen ergab. Kannst

Du Dir vorstellen: 24 ha in Mahden u. parat zum pressen und eine schwarze Wolke am Himmel!!!»

Daneben vernachlässigt Frieda den eigenen Garten keineswegs, trotz zeitweiliger Behinderung nach einem Unfall und einer schmerzhaften Nervenentzündung im Arm. Sie freut sich im September auf den kanadischen Betttag, an dem der Truthahn auf dem Tisch nicht fehlen darf. «Im Keller stapeln sich auf den Gestellen die Gläser mit Spinat, Rüebli, Tomatensauce, 100 bis 120 mit fertigem Randensalat.» 1985 berichtet Frieda im August vom Bohnenablesen, «300 St. Lauch sind noch draussen, 50 Kabis und Köhls u. Krautstiele, 50 Glas Birnen eingemacht».

Wetter – made in Canada!

«Baden, the 9. July 86

Liebe Käthi with family!... Das Wetter spielt dieses Jahr gar nicht kanadisch, immer regnet es am dritten Tage schon wieder. Das erste Silo konnten wir Ende Mai halb füllen und die letzten Heuballen am 1. July gemacht werden. Wie immer hat es Futter wie verrückt, wie letztes Jahr als Staub Matthias hier war [M. Staub vom Joggliedamm in der Seveler Rheinau]. – Im Westen und in Quebec hatten sie noch 2x gefrorenen Boden bekommen Ende Juni. Im Westen hatten sie im Mai noch einen Schneesturm, dann nach einer Woche 30 Grad Wärme, was alles verbockt. Am 1. Juni schlug bei uns der Blitz in die grosse Leitung. In Haus und Stall sprang das Feuer grad zu den Steckdosen raus. Es war 5 Uhr abends, ich stand neben der Melkmaschinenpumpe im Stall und wollte starten mit melken, die Kühe sind schön erschrocken und ich dazu. Strom hatten wir, aber die Maschinen kein Vacum. So mussten wir den Elektriker kommen lassen (Sonntagabend). Die ersten acht Kühe waren schon angerichtet. Er kam sofort, fand aber das Problem erst nach einer Stunde, es verschmolz die Drähte und der Strom konnte nicht durch. Paar Tage danach ging der Strom wieder aus, aber da konnten wir ja selber Strom erzeugen mit Generator und Traktor. Von 36 ha gab es den 150 m³ Silo voll und 7 000 Heubäls. Also ein Schnitt von 120 Stck per acre, was unwahrscheinlich sei – alles zeigt wieder auf den Rechsteiner, was der auch mache, dass soviel wächst. Das Getreide steht auch schon fast 1 m hoch. In den letzten Tagen war es 34 Grad Wärme, über Nacht 26 Grad.»



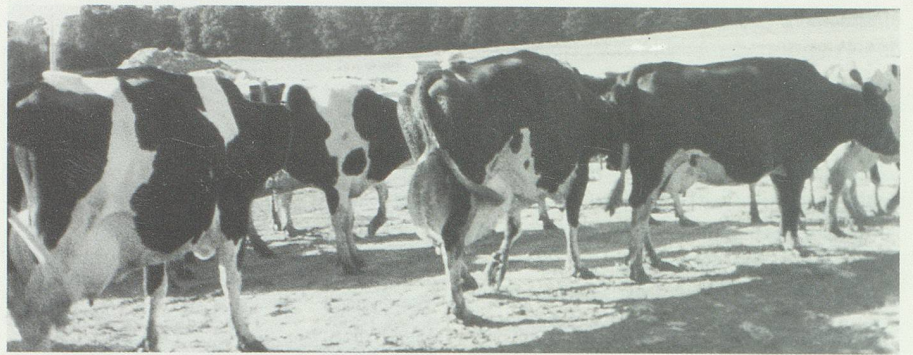
Emil bei der Heuernte, 1981.

Ein Idyll

«Jetzt haben wir Wetter wie im Bilderbuch – aber wie im Dschungel, und dies muss so sein, sonst würde der Mais nicht recht tun. Du kannst es Dir vorstellen, es ist wie bei Euch im Pflanzwerk [gemeint sind die Siedlungen ausserhalb Plattis], umrandet von Wald auf drei Seiten, der Boden teilweise sandig. Kein Motorenlärm, nur die Vögel singen, grosse Schmetterlinge fliegen, unter den Bäumen vertun sich 60–70 Stück Vieh, ab und zu gehen sie zum Wasser, und genau 5 Uhr erheben sie sich und trotten zum Stall, um zum melken zu kommen, wenn ich rufe: Come on! Es ist wirklich so friedlich hier. Und dann an einem Tag kommen wieder 4–6 Besucher rein, meist Canadier, wie z.B. Montag der erste 7.30 morgens die Kuh abholen, der zweite, der Milkmann, der dritte, der das Heu gemäht hat, der vierte, der Elektriker für den Boiler im Milkhaus, der fünfte, der den Heuer hier sucht, der sechste, ein Vertreter von der Mühle, der siebte ein Farmer, der vor lauter Langeweile kommt, hätte aber genug Arbeit bei ihm zuhause, der achte ist Bruno Egli um ein Stierkalb abzuholen. – Wo bleibt da das Mittagessen? oder ist es schon wieder Melkzeit? Ja, so geht es eben...»

Die Milchrechnung

Milch bildet das Rückgrat für Rechsteiners Existenz. Sie haben eine Quote von 300 000 l im Jahr. Im Brief vom 25. Aug. 1985 tönt es sehr zuversichtlich: «... Dass es uns jetzt gut geht, das stimmt, aber wir hatten auch andere Zeiten! Die Melkzeit verschieben wir nie, da wird immer zur selben Zeit angefangen und gleichzeitig gefüttert, aber das machen ja alles die Maschinen und Förderbänder, musst nur ein Auge drauf haben. Emil lässt mir 16 Kühe in den Stand und nachher noch 3x8



jedesmal, so läuft das wie am Schnürchen! Er wäscht die Euter, ich hänge sie [die Melkapparate] um und an, er gibt das Mehl, lässt die andern raus, die nächsten rein usw., in einer Stunde haben wir über 40 Kühe gemolken. Dass wir eine gute Farm haben stimmt auch und gute Kühe, dass wir billig produzieren, da ist ja der Trick, da machst du das Geld, nicht mit Superkühen, die kein Lüftli ertragen. Wir hatten mehrere Kühe im May, die mehr als 50 kg gaben im Tag. Wir besamen auch immer von guten Stieren. Die «Mafia», also das Milkbord [Milchamt] muss uns immer pro Hektoliter 1 Dollar mehr ausbezahlen, da wir nahe an 4 Prozent Fett haben, statt die geforderten 3,6 Prozent. Als wir hieher kamen, war der monatliche Zahltag nicht höher als 4 500–5 500 Dollar und letztes Jahr im Durchschnitt monatlich 10 000–12 000. 2 000 D. gehen automatisch weg für die 1. Hypothek, die heute noch knapp 130 000 beträgt. Dann schicken sie uns den Rest, mit dem lässt sich dann noch viel unternehmen. Somit haben wir nur noch den grossen Traktor in Schuld von 4 500 D. in 3xigen Abzahlungen. Daneben musst immer schön die Steuern bezahlen, sonst kämen sie dann bald und übernehmen die Farm... Bei uns gilt allways die Devise: Nicht zuviel erwarten, nicht zuviel scheinen und doch mehr sein! Das ist unsere Lebenserfahrung!»

Wer auf einen grünen Zweig kommen will, muss gut rechnen können! Im Zusammenhang mit ihrer raschen Aneignung des Englischen stehen Friedas gründliche Kenntnisse der wirtschaftlichen Lage ihrer Farm. Sie hebt sich dabei deutlich ab von vielen schweizerischen Bäuerinnen. Mancher Bauer von altem Schrot und Korn liess noch vor wenigen Jahren seine Frau nicht in die «Hefte» gucken. Ihr waren fast ausschliesslich Kinder und Kühe anvertraut. Frieda dagegen war sicher mit kühl rechnendem

Holsteiner von den «Topproducers», jede mit einer Milchleistung von 50 kg täglich.

Verstand dabei, als es galt, die alte Mähmaschine durch eine andere zu ersetzen. Da lagen drei Angebote auf dem Tisch:

1. 4 400 Dollar, Anrechnung für die alte 700 \$, Barzahlung 3 700 \$.
2. 6 700 \$, Anrechnung für die alte 1 550 \$, Barzahlung 5 150 \$.
3. 2 800 \$, Anrechnung für die alte 2 000 \$, Barzahlung 800 \$.

«So konnte der dritte den Handel gewinnen, es ist einfach furchtbar, musst immer die Augen offen halten, sonst: Geld ade!» Frieda hat 1983, also nach vier Jahren Kanada, auch mitgerechnet und mitentschieden, als das Pachtland aufgegeben wurde, «weil er zu unverschämt wurde». (Der Verpächter schlug vermutlich mit dem Pachtzins auf.)

«So will Emil soviel als möglich aus dem eigenen Land herausholen... Es geht einfach nichts über das eigene Futter, so weisst du auch was du hast. Da wir 35 ha Getreide haben, kauften wir vor 2 Tagen eine eigene Sämaschine (Marke Massey-Ferguson) für 2 500 Dollar, 3–4 Jahre gebraucht, aber in gutem Zustand. Wenn wir säen lassen müssten, so kostet es 840 \$. So macht sich die Maschine bald bezahlt, da die Banken nur noch 6–7 Prozent Zins zahlen aufs Sparbuch, gegen 19 Prozent im Vorjahr.»

Der Unfall

Ausgerechnet an Emils Geburtstag musste es passieren! Da stand Frieda am Häcksler und sorgte für Nachschub. Ihre Farmhose geriet in die Zapfenwelle, was den Fuss ganz schlimm verknackste. Da wurde es Emil blitzartig bewusst, was für eine prächtige Lebensgefährtin er an Frieda hatte, der Frau, mit der er über Jahre hinweg zusammengehalten hatte wie Pech und Schwefel, nach der sich ein Mann alle

zehn Finger einzeln abschlecken konnte! «Ich werde es nie vergessen», heisst es in einem Brief, «wie er aussah, als sie mich in der Klinik in die Ambulanz packten und wegbrachten. Da bückte er sich zu mir nieder und küsste mich und sagte: Halte durch, Frieda, für mich! . . .»

Let's learn English!

Als feststand, dass sie nach Ontario, Kanada, auswandern würden, brachte es Frieda in kurzer Zeit soweit, dass sie aus dem Montjol englische Briefe nach Kanada schicken konnte. Emil dagegen tat sich von Anfang an schwer mit dieser neuen Ausdrucksform, was ihn immer noch hie und da wurmt, weil er dann sehr von der Vermittlung seiner Frau abhängig ist. Allerdings heisst es in einem der letzten Briefe: «Emil macht es jetzt schon ganz gut. Letzte Woche musste er zur Gant gehen. Ich fragte ihn, ob es ihm nichts ausmache, wenn ich nicht mitkomme, da ichs eben viel besser habe, wenn ich nachmittags etwas ausruhen kann wegen dem Fuss. Er sagte, er verstehe das gut. Er fror dort wie ein Schlosshund, aber er wollte dort einen Häckslerwagen kaufen und eine Ringelwalze, 'damit Frieda keine Steine mehr auflesen muss'. Er hat dann den Wagen für 500 Dollars und die Walze für 750 eingegantet, und der Schreiber hat ihm den Cheque ausgefüllt. Da er nicht

Ehepaar Rechsteiner mit Tochter Margrit, 1986.



Englisch schreiben kann, ist ihm das immer der grösste Kummer. Die Maschinen sind jetzt hier und er hat Freude daran. – Ich war an diesem Tag in Ängsten wie schon lange nicht mehr, da um 6 Uhr kein Emil or truck [oder Lastwagen] zurück war.» Es ist amüsant, zu beobachten, wie Frieda je länger je mehr englische Brocken zwischenhinein geraten, ja sie gibt zu, dass sie manchmal lange studieren müsse, wie ein deutsches Wort heisst. Die Anreden lauten: «Liebe Käthi and family» oder «with family!» An anderen Stellen wieder heisst es: «Die Milkfuttermischung included Minerals und Salze, May, June, July, die girls suchen nach pleasanteren Dingen als nach farming, das Radio verspricht Beachwetter» usw. Allerdings vergisst sie den alten heimeligen Dialekt nicht und berichtet von «Scheissmaltern», wegen denen man den Mais behandeln muss. «Schismalter» ist scheint's nicht nur im Werdenberg ein lästiges Ackerunkraut!

«All Tag im Jahr ein Freudlein nimm wahr!»

Das Ehepaar Rechsteiner passt auf wie die Häftlimacher, über all dem Ringen um eine gesicherte Lebensgrundlage Herz und Gemüt nicht verdorren zu lassen. Rechnen mit «Dollars und Heubäls, Milkpreis und Abzahlungen» ist gut und recht, daneben aber muss auch für die Freude am Leben noch ein Plätzlein freibleiben. In einem achtseitigen Brief vom 25. Aug.

1985 schreibt Frieda: «Es freut mich, dass die Rosen immer noch leben [wohl solche, die sie bei Käthi Zogg zurücklassen musste]. Wenn der Mensch keine Blumen und Tiere hätte, wäre er so einsam.» Ein andermal: «. . . dann hat Emil mich im Februar am Sonntagmittag überredet auszugehen. Wir gingen schauen für eine neue Polstergruppe. Ich wollte aber an zwei, drei Orte, aber nur um zu schauen. Als wir am ersten Ort waren, sagte Emil, welche mir am besten gefallen täte, lese eine aus! Ich wusste, was Geld ihm bedeutete, seit er mich fast verloren hatte . . . Dann habe ich ihn eine Weile beobachtet im Stillen und sah, was sein Auge anzog, da habe ich mich für jene entschlossen. Sie brachten die Polstergruppe zwei Wochen vor dem Hochzeitstag, die Girls machten grosse Augen, sie wussten doch nichts davon. Immer wieder fragen die Leute, warum es bei uns nie Streit gebe. Ein anderer Mann tat wie ein Affe, als sie eine Zapfwelle kaputt machte, wegen lumpigen 190 Dollaärs!»

Ausblick

Frieda Rechsteiner, von der man in Herisau sagte: «Eine aussergewöhnliche Frau», im Rheintal: «Ein Super-Genie» und in Kanada: «You are very special,» blickt heute mit Genugtuung auf ihre acht Jahre Kanada zurück. Dank ihrem und ihres Emils «Swiss background», dem soliden schweizerischen Hintergrund, haben die beiden mit Zähigkeit und Ausdauer nach den drei «verheiten» Pachten allen Widerständen zum Trotz sich durchgebissen. Schade, dass keine der Töchter auf der Farm bleiben kann! Auch der Sohn Emil wird kaum seinen Achtstudententag mit dem Farmerleben vertauschen wollen. Margrit besitzt nun in Kitchener einen «Haarsalon», wie Frieda das bezeichnet, mit zwei Angestellten, Marianne hat am 4. April 1987 einen Kriminalisten geheiratet und ist jetzt Manager einer grossen Kleiderkette. Den notwendigen Geschäftssinn hat sie wohl von ihrer Mama geerbt. Frieda hegt eigentlich nur noch einen Wunsch, von dem sie ihr Leben lang geträumt hat: «Einmal ein Klavier besitzen und spielen!» Emil hat ihr versprochen, eins zu kaufen. Sie traut sich zu, Klavier spielen zu lernen: «Ich habe das Talent, alles, was man mir aufbürdet, zu lösen und ohne grosse Mühe zu erlernen.» Frieda hat den Beweis dafür mehrfach erbracht. Hat sie nicht ihr Cheminée

selber aufgerichtet und gepflastert, bis die Haut an den Fingern weg war, so dass sie nicht mehr schreiben konnte? Und zwischen Kochen und Melken hat sie viele Zimmerwände gestrichen. Ob sie wieder einmal zur Bauernmalerei an den Möbeln zurückkehrt, die sie so bunt zu verzieren wusste? Sie kommt mir vor wie eine jener unerschrockenen Pioniersfrauen, die vor 200 Jahren mit Ross und Wagen, Zügel und Peitsche in der einen und die Flinte in der andern Hand, dem noch unerschlossenen Westen der USA zustrebten («go west») und ihre Familie mit eiserner Faust zusammenhielten. Frieda sieht sich als vollwertige Partnerin ihres Mannes im Besitz der Farm: «Hier gilt die Unterschrift der Frau genau soviel wie in der Schweiz die des Mannes.» Bei unvermeidlichen Meinungsverschiedenheiten redet man halt offen miteinander, man redet mit dem Vieh schliesslich auch, und es findet sich jedesmal eine für beide tragbare Lösung. Ihre Devise: Das Leben ist zu kurz, um sich zu streiten.

Grundsätzliche Überlegungen zur Auswanderung von Landwirten aus der Schweiz

Frieda Rechsteiner schreibt im Zusammenhang mit ihren Erfahrungen als Pächtersfrau in der Schweiz am 23. Juni 1987:

«Unsere Generation, die in den 68/70er Jahren der Schweiz den Rücken gekehrt hat, würde ich als Flüchtlingsstrom betiteln.» Sie erschrickt selber einen Augenblick lang über die Verwendung des Begriffes «Flüchtling», den man heutzutage ja nicht allzu stark strapazieren darf, und fügt entschuldigend hinzu: «Sorry about that.» Ich finde jedoch, dass Frieda sich mit ihren Überlegungen auf der richtigen Spur befindet. Die bäuerlichen Auswanderer sind tatsächlich zu einem grossen Teil aus wirtschaftlicher Not «geflohen». Mit ihrem Flugbillet «Kanada einfach» protestieren sie gegen schweizerische Wirtschaftsverhältnisse, vor allem gegen die Bodenpolitik mit ihrer Konzentration des Grundeigentums in immer weniger Händen. Das nicht vermehrbare Gut Boden wurde zum Spekulationsobjekt, durch das die Bodenpreise in Höhen getrieben wurden, die für die meisten Bauern unerschwinglich sind. Deshalb nehmen die Pachtbetriebe zu, und allgemein gesehen sind wir «freien» Schweizer zu einem Volk von abhängigen Mietern geworden.

Wer sich intensiv mit Auswandererschicksalen aus der Landwirtschaft befasst, kommt nicht ungeschoren an dem uns allen auf den Nägeln brennenden Bodenproblem vorbei. Die Bodenfrage ist die

sorgenvolle Frage des Schöpfers des Himmels und der Erde an uns Menschen: «Was habt ihr mit meinem Boden gemacht, den ich euch allen zusammen geschenkt habe unter der Bedingung, ihn zu bebauen und zu bewahren?» Es würde an diesem Platz zu weit führen, alle Konsequenzen unserer sehr fragwürdigen Bodenpolitik aufzuzeigen. Statt dessen sei auf das Buch von Hans Tschäni hingewiesen: «Wem gehört die Schweiz? Unser Eigentums- und Bodenrecht auf dem Weg zum Feudalsystem», erschienen beim Orell Füssli Verlag, Zürich 1986. Das Buch von Werner Catrina: «Kanada einfach. Die Bauern verlassen die Schweiz,» Orell Füssli Verlag, Zürich 1981, ist vergriffen, liegt aber in Bibliotheken auf. Mein herzlicher Dank für die Überlassung von Briefen und Bildern zu diesem Thema geht an Frau Margrit Hohl-Roduner, Arbon/Sennwald, an Frau Käthi Zogg-Litscher, Pradastrada, Weite, sowie an Herrn und Frau Roduner, Kanada, und an Frau Frieda Rechsteiner-Ramsauer, Kanada. Folgenden Fachleuten aus der Landwirtschaft verdanke ich wertvolle Hinweise: Fritz Gabathuler-Jahn, Feldhof, Azmoos, Willi Goldener-Tinner, Salez, und Hans Sulser-Corrodi, Pradastrada, Weite.